

Tagungsbericht

*Wandel der Stadt um 1200.
Archäologisch-historischer
Workshop, Esslingen, 29. und 30.
Juni 2011*

Dem „Wandel der Stadt um 1200“ widmete sich am 29. und 30. Juni 2011 ein von Michaela Jansen (Konstanz), Karsten Igel (Münster), Ralph Röber (Konstanz) und Jonathan Scheschkewitz (Esslingen) am Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg in Esslingen organisierter archäologisch-historischer Workshop.

Zum Auftakt bot Ralph Röber zunächst eine allgemeine Einführung in das Thema. Er verwies auf den sich im 12. und 13. Jahrhundert vollziehenden Wandel in den gesellschaftlichen, herrschaftlichen und wirtschaftlichen Strukturen. Von archäologischer Seite lässt sich dieser Wandel in einer tiefgreifenden Umstrukturierung im Siedlungswesen fassen. Von Seiten der historischen Forschung wird er vor allem mit der Entstehung von Städten und Dörfern als gemeindlichen Verbänden verbunden. Im Zusammenhang damit ging er kurz auf den Fragenkatalog zum städtischen Wandel um 1200 ein, der als Grundlage für eine stringente, archäologische und schriftliche Quellen gegenüberstellende Themen- und Diskussionsführung dienen sollte.

Von archäologischer Seite führte Michaela Jansen mit einem Grundsatzzvortrag „Der Wandel der Stadt um 1200“ unmittelbar in das Thema ein. Zunächst befasste sie sich mit den verschiedenen von archäologischer wie historischer Seite vorgebrachten Stadtdefinitionen und stellte treffend fest, dass die Kriterien eigentlich nur das Sein beschreiben würden und nicht das Werden; die Entwicklung oder der Wandel hin zur Stadt seien mit ihnen aber kaum zu fassen. Anhand der Beispiele Esslingen und Zürich zeigte sie dann den archäologisch fassbaren Wandel des städtischen Raums auf, der im Verlauf des 12. Jahrhunderts eine Verdichtung erfuhr und mit dem Befestigungsbau seinen festen Rahmen erhielt. Dabei verlief dieser Prozess für das einer Kathedralstadt ähnliche Zürich erkennbar früher. Der Stadtraum erfuhr damit eine Neudefinition, verschiedene, un- oder nur dünn verbundene Siedlungsschwerpunkte wurden nun zu einem Raum zusammengeschlossen.

Im zweiten, historisch einführenden Vortrag „Gesellschaftlicher Wandel – städtischer Wandel?“ verwies Karsten Igel mit Bezug auf Wilfried Ehbrecht darauf, dass in der bisherigen historischen Stadtgeschichtsforschung zu sehr das Schwergewicht auf die Gemeindebildung als Kriterium für Stadt gelegt worden sei. Vielmehr ist die Stadtbildung aber unabhängig davon als eigenständiger, gerade auch archäologisch zu fassender Prozess zu betrachten. Erst später stand die Kommune dann quasi synonym für die Stadt, ohne wirklich deckungsgleich mit ihr zu sein. Als Ausgangspunkt für die gesellschaftliche Entwicklung hin zu korporativen Strukturen und damit auch zur Gemeindebildung stellte er die Bedeutung der seit Ende des 10. Jahrhunderts von Frankreich ausgehenden Gottesfriedensbewegung heraus, mit der sich eine Vorlage für interessensgleiche und durch Eid gebundene Gemeinschaften bot.

Matthias Untermann (Heidelberg) konnte in seinem Vortrag zu „Stadt und Kirche“ keinen Einschnitt um 1200 konstatieren. Anspruchsvolle Neubauten und eine neue Formensprache setzten bereits um die Mitte des 12. Jahrhunderts ein, eine gänzlich neue Phase brach dann baulich wie organisatorisch erst ab den 1220er Jahren mit dem Auftreten der Bettelorden als dezidiert städtische Konvente an. Ein gewisser Wandel vollzog sich jedoch mit dem Bau der Stadtmauer; so wurden mit dem Kölner Mauerbau nach 1180 bislang suburbane Kirchen in den neu befestigten Raum einbezogen. Darin zeigen sich potentiell mit den Befestigungsbauten verbundene Inklusionen wie auch Exklusionen.

Frank Hirschmann (Trier) betonte in seinem Beitrag zu den Kathedralstädten „Die Bischofsstädte um 1150 – eine vergleichende Analyse“,

dass sich eine besondere Dynamik in der Entwicklung vor allem bis um 1150 feststellen lässt. Besonders in den größeren Kathedralstädten waren bis dahin die wesentlichen Grundstrukturen und die Ansätze einer Gemeindebildung herausgeformt. Deutlich erkennbar, aber nicht unbedingt überraschend, zeigt sich dabei ein West-Ost-Gefälle – in ihrer sakralen Ausstattung blieben die Kathedralstädte im Reich jedoch insgesamt unvergleichlich in Europa. Ausgehend von seinem auf einem Kriterienkatalog basierenden Vergleich der Kathedralstädte hob Hirschmann aber hervor, dass bei einer eingehenden Betrachtung unbedingt die Individualität der jeweiligen Stadt beachtet werden müsse.

Aufbauend auf seinen jüngeren Forschungen sprach Gerold Bönnen (Worms) „Zum Wandel der Städtelandschaft am nördlichen Oberrhein um 1200“. Er betonte hier einmal mehr die Zeit um 1200, die Phase des stauisch-welfischen Thronstreits, als entscheidend für die Herausbildung der oligarchisch-obrigkeitlich strukturierten Räte. Ihre Aufgabe lag in der Sicherung des Stadtfriedens und damit verbunden der Schaffung von Konsens innerhalb der Stadt und Bürgergemeinde, die sich wachsenden Aufgaben gegenüber sah. Grundlage für die Rats- und Gemeindebildung bildeten im 12. Jahrhundert verschiedene Netzwerk- und frühe Gemeindestrukturen. Hier sind gerade die Pfarreien als grundlegende Ordnungsform zu bedenken, ebenso die familiären Netzwerke der bürgerlich-ministerialischen Führungsgruppen, deren Kontakte zu einer verdichteten Kommunikation zu anderen Städten, aber auch mit dem Umland führten. Zu bedenken ist darüber hinaus, gerade im Rheinland, eine Vorbildwirkung der intensiv strukturierten jüdischen Gemeinden. Für die Formierung der städtischen Gesellschaft dürften zudem die kirchlichen Großbauprojekte, wie die Dombauten in Speyer und Worms und später der Stadtmauerbau mit ihren organisatorischen Anforderungen, als wichtiger Katalysator gewirkt haben.

Zuletzt verwies Bönnen auf die noch zu untersuchenden Wechselwirkungen mit der Landgemeindebildung, womit er zugleich zum folgenden Vortrag von Rainer Schreg (Mainz) „Die Entstehung des Dorfes“ überleitete. Dieser stellte sein Konzept einer umweltarchäologischen Erforschung des Dorfs vor, lieferte dabei aber auch Impulsgedanken zur Dorfgenese. Für sie und die mit ihr verbundene beziehungsweise auf sie folgende Bildung von ländlichen Gemeinden stellt sich die Frage, ob sie den städtischen Entwicklungen folgten oder nicht parallel verliefen. Für die (land-)wirtschaftlichen Verdichtungen und Innovationen (Dreifelderwirtschaft) ließe sich vielleicht sogar fragen, ob sie nicht eine Voraussetzung für die Urbanisierung mit ihrem wachsenden Nahrungsbedarf bildeten. Die für die städtische Versorgung wachsende Bedeutung der Nahmärkte dürfte umgekehrt Auswirkungen auf das Dorf gezeitigt haben, da so die Kurzstrecken und damit die Straße gegenüber dem Wasserweg den Vorzug gewannen. Die verdichtete, und damit konfliktträchtigere, dörfliche Wirtschaft forderte einen höheren Regelungsbedarf und könnte so – ähnlich der städtischen Entwicklung – auch hier der Gemeindebildung Vorschub geleistet haben.

Den Blick auf einzelne Fallbeispiele eröffnete Armand Baeriswyl (Bern), der sich mit seinem Vortrag „Wandel oder Neubeginn? Die Städte der westlichen Schweiz um 1200“ der Entstehung der Üchtländer Städtelandschaft zuwandte. In der Tat war es dort wohl weniger Wandel als Neubeginn, gab es vor 1190 doch keine Städte in diesem Raum, so dass Gründungs- und Planstadt als Begriffe dort zusammenfallen. Neben vollständigen Neuanlagen wie Bern standen allerdings auch Stadtanlagen, die auf ältere, mit Burgen verbundene präurbane Siedlungen (Aarburg/Burgdorf) gründeten. Von Beginn an wurde hier das fertige Modell der Planstadt übernommen, das sich als tragfähiges Element für die Sicherung und den Ausbau von Herrschaft erwies.

Kontrovers diskutiert wurde das von Bertram Jenisch (Freiburg) vorgestellte „Fallbeispiel Offenburg“, bei dem die schriftliche Überlieferung

nicht wirklich berücksichtigt wurde und die vorgeschlagene fächerartige Stadtanlage unter den Teilnehmern eine eher kritische Aufnahme fand.

Folke Damminger (Karlsruhe) zeigte indes mit seinem Beitrag „Räumlicher Strukturwandel in der Stadt um 1200 – Fallbeispiel Heidelberg“ sehr anschaulich, wie schwierig es sein kann, archäologische Befunde, schriftliche Quellen und die daraus entwickelten Vorstellungen der frühen Stadt in Deckung zu bringen. Auch hier stellte sich die Frage: Was lässt sich wann als städtisch ansprechen? Deutlich wurde an diesem Beispiel einmal mehr, dass räumliche Zuordnung und Struktur früher Stadtanlagen letztlich nur archäologisch gefasst werden können.

Für die Frage nach dem städtischen Wandel um 1200 bot Jonathan Scheschkewitz mit „Die alte und die neue Stadt – Fallbeispiel Rottweil“ ein instruktives und zur Diskussion anregendes Exempel, denn gerade die räumliche Verlagerung einer Stadt – wie im Fall Rottweils – wirft hier eine entscheidende Frage auf: Erfolgte die Neuanlage in (dann erfolgreicher) Konkurrenz zur älteren Stadt? Bot die „grüne Wiese“ einfach die günstigeren Gegebenheiten zur planmäßigen Anlage als die Umgestaltung im bestehenden Stadtraum, zumal mit der Verlagerung eine Verringerung der Fläche von 35 ha auf 15 ha einherging – und wie lange bestanden beide Städte gleichzeitig? Erfolgte der Umzug nach und nach oder innerhalb kurzer Zeit? Viele Fragen werden hier nur aus einer archäologisch-historischen Zusammenarbeit eine Antwort finden können.

Eine Umgestaltung beziehungsweise Verdichtung zeigt sich für das von Aline Kottmann (Esslingen) vorgestellte „Ulm – von der Königspfalz zur Bürgerstadt“. Hier eröffnet das DFG-Projekt zur Auswertung der bisherigen, umfangreichen archäologischen Untersuchungen neue Einsichten in die frühe Ulmer Stadtentwicklung. Bereits um das Jahr 1000 erweist sich Ulm in seiner Bedeutung als durchaus vergleichbar zu vielen Kathedralstädten. Für das frühe 12. Jahrhundert sind erste Steinkeller belegt, zugleich wanderte die Bebauung an die Straßenfront. In der Zeit um 1200 ist dann eine Versteinung der Stadt erkennbar: Die neue steinerne Stadtmauer durchschnitten Siedlungsbefunde, Straßen wurden gepflastert und Häuser sind auch im Aufgehenden als steinern nachweisbar. Mit dem Mauerbau ging eine innere Verdichtung des Stadtraums einher, während außerhalb liegende Siedlungen nun aufgegeben wurden.

Den zweiten Tag eröffnete Bernd Päßgen (München) mit einem Überblick zum „Forschungsstand Bayern“. Grundsätzlich stellt sich dort das Problem einer faktisch nicht vorhandenen archäologischen Denkmalpflege mit daher nur begrenzt vorhandenen und sehr ungleichmäßig verteilten Befunden zur hier interessierenden Fragestellung. Als Beispiel einer frühen Neugründung (vielleicht aber auch funktionalen Verlegung von Freising) steht natürlich München, in dessen ersten Mauerbering der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts die Herzogsburg eingebunden war. An einen ursprünglich karolingischen Königshof knüpfte die Entwicklung in Kaufbeuren an. Im 11. Jahrhundert existierten dort verschiedene Siedlungsareale um eine Burg; in der staufischen Zeit erfolgte dann eine Umformung hin zur verdichteten Stadt. Eine Stadtwüstung ist nur für Lichtenwörth bei Klosteralteich bekannt. Eine Verlegung findet sich beispielweise für Altenstadt im Schongau.

Einen eindrücklichen Vortrag bot Paul Mitchell (Wien) „Die Erweiterung und Umgestaltung Wiens unter Herzog Leopold VI. 1198–1230“ mit einer Neubewertung der Befunde zum hochmittelalterlichen Wien in enger Verknüpfung mit der schriftlichen Überlieferung. Dort kam es zunächst in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts zu einer Verdichtung und zu einem Ausbau innerhalb der Mauern des ehemaligen römischen Lagers, zugleich zu einer Erweiterung von St. Stephan und zur Gründung des Schottenklosters – beide außerhalb der Lagermauern gelegen. Um 1200 erfolgte dann der Bau der neuen Stadtmauer, mit der das Stadtgebiet

verfünffacht wurde, wenngleich bis dahin anscheinend keine Bebauung außerhalb des Lagers bestand. Verbunden mit der Erweiterung waren möglicherweise die Ansiedlung von Flamen und einer jüdischen Gemeinde. Abschließend wies er auf die in noch großem Maß, aber bislang kaum bekannte mittelalterliche Profanbebauung hin.

Nachdem der Schwerpunkt bis dahin auf dem süddeutschen und Schweizer Raum gelegen hatte, eröffnete Wilfried Ehbrecht (Münster) einen westfälischen Block mit Überlegungen zur „Stadt- und Gemeindebildung in Westfalen“. Dort erweist sich die Zeit zwischen 1180 und 1225 als dynamische Phase, gerade auch im Zusammenhang mit der Politik der Kölner Erzbischöfe, wie er an den Beispielen Rüthen und Medebach aufzeigte. Auf die Fragen der Stadtbildung ging er am Beispiel Lippstadts und dessen Bearbeitung im Westfälischen Städteatlas ein. Er betonte dabei, dass das Atlaswerk mit dem Urkataster letztlich eine Quellenvorlage sei und die von archäologischer Seite kritisierten Stadtentwicklungskarten nur zu diskutierende Modelle anbieten sollen. Gerade im Fall Lippstadts sei die Frühphase nur archäologisch zu klären. Für Soest konstatierte Ehbrecht für das letzte Drittel des 12. Jahrhunderts eine Neustrukturierung der Pfarreien, wobei der Zusammenhang zu den sogenannten Höfen als den Soester Stadtvierteln noch zu untersuchen sei.

Walter Melzer (Soest) führte anschließend mit „Die Veränderungen in Soest im 12. und 13. Jahrhundert“ die archäologisch erfassten Umgestaltungen im Soester Stadtraum vor Augen. Im dritten Viertel des 12. Jahrhunderts wurden die bisherigen offenen und weit verzweigten Bachläufe durch Auffüllungen eingeengt und kanalisiert, um 1160 begann der Bau der neuen Stadtmauer. In diese Zeit fallen auch eine Erweiterung der Stiftskirche St. Patrokli und die Gründungen weiterer Kirchen. Umgestaltungen innerhalb des Stadtraums lassen sich auch in der Auflösung und Verlagerung bisheriger Gewerbeareale fassen.

Eine konsequente Gegenüberstellung der Schriftquellen und der archäologischen Befunde führte Ellinor Fischer (Münster/Osnabrück) für „Osnabrück um 1200 – archäologische Erkenntnisse zur Stadtentwicklung“ vor. Wie in Soest zeigte sich dort im ausgehenden 12. Jahrhundert mit der Verfüllung und Kanalisierung der Niederungen, der Anlage neuer Straßenzüge und dem Bau der Altstädter Mauer eine tiefgreifende Umgestaltung des Stadtraums. Die Auflösung der *vita communis* und die daraus folgende Anlage von Kurien der Domherren führte zudem zu einschneidenden Veränderungen im Bereich der Domfreiheit. Mit dem um 1200 begonnenen Bau von St. Katharinen als Nachbildung der Jerusalemer Grabeskirche schufen die führenden Familien der Stadt sich ein weiteres gemeinsames sakrales Zentrum, dessen Patronin sich mit dem Rad als ihrem Symbol zugleich auf dem Stadtsiegel fand.

Als ausgesprochen anschaulich und instruktiv erwies sich der Block zur Sachkultur, der auch aufzeigen konnte, dass sich für diese kein deutlicher Wandel um 1200 ausmachen lässt. Andreas Heege (Zug/Liechtenstein) stellte in seinem Vortrag „Städtische keramische Sachkultur in der Schweiz“ zunächst fest, dass für den Kanton Bern zwischen 700 und etwa der Mitte des 12. Jahrhunderts annähernd keine Funde zur materiellen Kultur vorliegen würden und für große Teile der Schweiz von einer stark reduzierten „Holzkultur“ auszugehen sei – was jedoch nicht für das Rheintal, Basel oder Schaffhausen gelte. Allerdings fand diese These Widerspruch von den Züricher Archäologen für ihren Arbeitsraum. Eine stärkere Differenzierung der Keramik ist erst um/ab 1200 zu verfolgen – und damit in einer zeitlichen Verzögerung zum südwestdeutschen Raum. So erscheinen keramische *Aquamanile* als Nachbildungen bronzener Vorbilder in der Schweiz erst ab den 1230er Jahren, in Nord- und Südwestdeutschland aber schon um 1200. Das Aufkommen von Leuchtern ließe sich mit einer stärkeren baulichen Verdichtung (Keller) in Verbindung bringen. Die stärkere Differenzierung der Keramik war aber wohl nicht

allein der Urbanisierung, sondern einer generellen sozialen Ausdifferenzierung geschuldet.

Uwe Gross (Esslingen) „Zum Wandel des Formenschatzes von Keramik und Glas „um 1200“ nach städtischen Funden aus Südwestdeutschland“ verwies ebenfalls auf eine stärkere Ausdifferenzierung der Keramik und wie schon Andreas Heege auf die Übernahme bronzener Vorbilder in die keramische Sachkultur und eine daraus ableitbare Verbreitung entsprechender Formen in weitere soziale Kreise. Die nach 1200 aufkommenden keramischen Lavabokannen und mehr noch feste Wasserspender könnten wachsende Hygienebedürfnisse belegen. Ein einschneidender Wandel mit einer stärkeren Differenzierung zum ländlichen Milieu ist aber erst für die spätstaufische Zeit zu beobachten – hierher gehören erste Spardosen oder die aufkommenden Emailglas-Becher als Symbole einer gehobenen Kultur.

Eva Roth Heege (Zug) dekonstruierte in ihrem Vortrag „Der Kachelofen als städtisches Symbol?“ zunächst einmal überzeugend die voreilige Rekonstruktion von Kachelöfen, da entsprechende keramische Teile im Fundspektrum auch durchaus Warmluftheizungen oder technischen Öfen zugeordnet werden könnten. Bei der Interpretation sei auch grundsätzlich der umgebende Befund, die Raum- und Hausstruktur, zu berücksichtigen. Ebenso sei zu fragen, inwiefern der Kachelofen überhaupt ein städtisches Phänomen war. Um die Mitte des 12. Jahrhunderts ist eine weite Verbreitung von Kacheln zu verzeichnen, allerdings finden sich nur wenige entsprechend frühe Ofenbefunde. Im städtischen Raum erscheinen ab dem 13. Jahrhundert verstärkt Kacheln und Ofenbefunde, ab der Mitte des Jahrhunderts erweiterte sich das Formenspektrum bis hin zu Flachkacheln, die dann im Spätmittelalter auch eine bildliche Gestaltung erlaubten.

Der abschließende Vortrag der Tagung fiel Joachim Müller (Brandenburg) zu („Altstadt und Neustadt Brandenburg. Zwei geplante Stadtanlagen der Zeit um 1200“), der in idealer Weise noch einmal wesentliche Fragen des Workshops aufgriff. Für die bereits bestehenden Brandenburger Siedlungskerne um Burg und Dom dürfte der Übergang an Albrecht den Bären 1150 einen wesentlichen Einschnitt bedeutet haben. Um 1170 standen die verschiedenen Siedlungszentren mit dem Bischof, dem Markgrafen und dem Burggrafen unter drei verschiedenen Herren. So stellt sich die Frage, ob die nahezu gleichzeitig ab 1180 fassbaren planmäßigen Stadtanlagen von Alt- und Neustadt Brandenburg unterschiedlichen Herren zuzuschreiben sind – im Fall der Altstadt fällt zudem die bewusste Exklusion des slawischen Kiezes auf. Exemplarisch zeichnete Müller für die Brandenburger Städte planerische Eingriffe nach, zu denen auch wasserbauliche Maßnahmen wie die Anlage des Mühlendamms und die zu seiner Umfahrung notwendige Flutrinne von gut 4 km Länge zählten.

Die sehr rege Abschlussdiskussion wurde von einer jeweils knappen archäologischen wie historischen Zusammenfassung eingeleitet, die Heiko Steuer (Freiburg) und Karsten Igel übernommen hatten. Heiko Steuer warf noch einmal die Frage nach der Besonderheit eines städtischen Wandels um 1200 auf und stellte die mögliche Bedeutung eines neuen Denkens von Urbanität heraus. In der Diskussion wurde jedoch auch eine urbane Zeitenwende um 1200 durchaus kritisch hinterfragt. Die hier betrachteten Umstrukturierungen des Stadtraums vollzogen sich – wie auch wichtige Schritte in der Gemeindebildung – aber zumeist bereits im Verlauf des 12. Jahrhunderts; so wäre vielleicht eher von einem städtischen Wandel des 12. Jahrhunderts zu sprechen, der freilich seinen Kulminationspunkt um 1200 fand und zu dieser Zeit bereits ein idealtypisches Bild der Stadt hervorgebracht hatte. Gerade für die Ratsentstehung wurde angemerkt, dass hier die vorhergehenden umfangreichen und administrativ anspruchsvollen Bauaufgaben, wie Meliorations- und Befestigungsarbeiten, eine beschleunigende Wirkung auf die Institutionalisierung des

Rats gezeitigt haben könnten. Intensiv wurde auch die Rolle der Herrschaft im Rahmen der Umgestaltungen diskutiert. Die These, dass sich gerade im radikalen Eingriff in den städtischen Raum ein archäologischer Nachweis von Herrschaft fände, da in bisherige Besitzverhältnisse massiv eingegriffen wurde, fand Widerspruch von historischer Seite, denn einerseits zeigen jüngere Neubewertungen der schriftlichen Quellen durchaus überzeugend einen konsensualen Verlauf in der Gemeindebildung des 12. und frühen 13. Jahrhunderts, wie er unter anderem von Gerold Bönnen betont wurde, andererseits fanden sich auch später immer wieder bauliche Eingriffe seitens des Rats, die in private Besitzverhältnisse eingriffen – sie waren eine Frage der Entschädigung und des gemeinen Nutzens, wie letztlich der Rat selbst natürlich auch Herrschaft ausübte.

Dr. Karsten Igel

Westfälische Wilhelms-Universität Münster,
Historisches Seminar, Abteilung für Westfälische
Landesgeschichte
Domplatz 20-22, D-48143 Münster
karsten.igel@uni-muenster.de